

Veröffentlichungsreihe der Technischen Universität Berlin:
Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im
Institut für Sozialwissenschaften (ISSN 1433-9218)

Forschungsbericht, Nr. 3-97

97-3

Gerd Jüttemann

**Genetische Persönlichkeitspsychologie
und Komparative Kasuistik**

Prof. Dr. Gerd Jüttemann,
Technische Universität Berlin
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften, FR 3-8
Franklinstr. 28/29, 10587 Berlin

Der Bericht findet sich ebenfalls im Internet: <http://www.gp.tu-berlin.de/psy7/pub/reports.ht>

Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften

Impressum

Technische Universität Berlin
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften

Herausgeberschaft

Prof. Dr. Dietmar Görlitz
Prof. Dr. Hans Joachim Harloff
Prof. Dr. Eva Jaeggi
Prof. Dr. Gerd Jüttemann
Prof. Dr. Dr. Heiner Legewie

Redaktion

Dr. Günter Mey

Redaktionsadresse

Technische Universität Berlin
Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften
Skr. HAD 40
Hardenbergstraße 4-5, D-10623 Berlin
Tel: 030 / 314-25286, -24770
Fax: 030 / 314-79474
e-mail: Mey@gp.tu-berlin.de

Druck

Technische Universität Berlin

ISSN 1433-9218

Inhalt

1	Genetische Persönlichkeitspsychologie: eine neue Perspektive	4
2	Persönlichkeit und lebenslange Entwicklung	6
3	Genetische Persönlichkeitspsychologie und Historische Psychologie	7
4	Persönlichkeit als Genese und Konzept	8
5	Das Subjekt als Gegenstand teleologisch-psychologischer Forschung	10
6	Autogenese als Erfahrungstatsache und programmatischer Forschungsgegenstand	12
7	Genetische Persönlichkeitspsychologie und Autogenese	14
8	Psychologische Biographik und Komparative Kasuistik	17
9	Persönlichkeitsstörungen und Entwicklungspsychopathologie	18
10	Konsequenzen	19
	Literatur	20

Zusammenfassung

Persönlichkeitspsychologie und Entwicklungspsychologie sind seit eh und je eigenständige Fächer im Grundstudium. Diese Differenzierung hat zwar historische Gründe, ist aber vom 'Gegenstand' aus betrachtet, d. h. in grundlagenwissenschaftlicher Hinsicht, nicht sinnvoll, da sie die Entstehung einer vollgültigen Entwicklungspsychologie, die sich auf das gesamte menschliche Leben - und nicht nur auf die Phasen Kindheit und Jugend - bezieht, ebenso verhindert wie innerhalb der Persönlichkeitspsychologie die angemessene Beachtung der Aspekte des Werdens psychischer Strukturen im biographischen Kontext und der Herausbildung von Störphänomenen. Eine Integration der beiden Subdisziplinen wird für unverzichtbar gehalten und im Detail begründet. Dazu gehört auch die Verdeutlichung der Notwendigkeit, die grundlegende Funktion, die die Entwicklungspsychologie und die Persönlichkeitspsychologie für den Bereich der Klinischen Psychologie besitzen, besser als bisher zu würdigen. Da viele Fehlentwicklungen auf ätiopathogenetische Fragestellungen verweisen, ist ein biographisch-vergleichender Forschungsansatz, wie die in diesem Zusammenhang hervorgehobene Komparative Kasuistik, für das vorgestellte Konzept einer Genetischen Persönlichkeitspsychologie, das sowohl das 'normale' wie auch das 'abweichende' Verhalten als relevante Themenbereiche berücksichtigt, zentral bedeutsam.

Schlüsselbegriffe: Genetische Persönlichkeitspsychologie, Wiederentdeckung der Teleologie, Subjektmodell bzw. Maschinenmodell des Menschen, Selbstentfaltung, Autogenese, Komparative Kasuistik

Zitiervorschlag

Jüttemann, G. (1997). Genetische Persönlichkeitspsychologie und Komparative Kasuistik. *Forschungsbericht aus der Abteilung Psychologie im Institut für Sozialwissenschaften der Technischen Universität Berlin*, Nr. 97-3.

Genetische Persönlichkeitspsychologie und Komparative Kasuistik *

Gerd Jüttemann

1 Genetische ¹ Persönlichkeitspsychologie: eine neue Perspektive

Herkömmliche Persönlichkeitspsychologie stellt sich im Bereich der einschlägigen akademischen Forschung vorwiegend als eine *Faktorenstrukturen beschreibende Wissenschaft* dar. Diese Einseitigkeit ist in hohem Maße kritikwürdig (Thomae 1990). Ein zentrales Defizit des Faktorenansatzes besteht darin, daß der genetische Aspekt der Persönlichkeit ausgeklammert bleibt.

Diese Besonderheit, die den Gegenstand der gegenwärtig vorherrschenden Persönlichkeitspsychologie als Torso erscheinen läßt, beruht allerdings nicht etwa auf einer Lücke in der Forschungskonzeption, sondern ist eine Konsequenz der Tatsache, daß sich Entwicklungen grundsätzlich nicht mit Hilfe von Faktorenstrukturen abbilden lassen.

Diese nicht mehr ganz neue Erkenntnis war das Ergebnis zahlreicher fehlgeschlagener Bemühungen, faktorielle Differenzierungstheorien zu formulieren und deren angebliche Gültigkeit auf empirisch-statistischem Wege nachzuweisen. Die prinzipielle Fragwürdigkeit dieser Versuche, die vor allem den Bereich der Intelligenzforschung betrafen und in den Sechziger Jahren ihren Höhepunkt erreichten (vgl. Jüttemann 1973), konnte Kalveram (1969) unter Hinweis auf das Phänomen der kompensatorischen Kovarianz überzeugend darlegen.

Die von ihm durchgeführte kritische Studie ist heute weitgehend in Vergessenheit geraten. Aber auch die Idee, Faktorenstrukturen entdecken zu wollen, mit deren Hilfe sich Entwicklungsprozesse darstellen lassen, ist seitdem nicht wieder aufgelebt. Da die von Kalveram widerlegten faktoriellen Differenzierungstheorien bzw. der diesen zugrunde liegende „Forschungsansatz“ als lehrreiche und zugleich erheiternd wirkende wissenschaftliche Kuriositäten gelten können, erscheint die Lektüre der Kalveram'schen Arbeit nach wie vor sehr empfehlenswert.²

* Der Beitrag erscheint in Jüttemann, G. & Thomae, H. (Hrsg.) (1998). Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.

1 Das Wort „genetisch“ ist im vorliegenden Beitrag stets auf das Substantiv *Genese* (und nicht auf Genetik) zu beziehen.

Das seit Kalveram endgültig offenkundig gewordene genetische Defizit faktorieller Persönlichkeitsmodelle ist in erster Linie dafür verantwortlich, daß die traditionelle Trennung der Subdisziplinen Entwicklungspsychologie und Persönlichkeitspsychologie bis heute aufrechterhalten blieb; denn zwischen der für die Entwicklungspsychologie unverzichtbaren Längsschnittbetrachtung einerseits und der strukturellen Querschnittbetrachtung in der Persönlichkeitspsychologie andererseits läßt sich auf faktorenanalytischer Grundlage eine direkte methodische Verbindung nicht herstellen.

Diese Situation erklärt zugleich, warum sich die Entwicklungspsychologie inhaltlich auf das Kinder- und Jugendalter und die Erforschung von Reifungs- oder Sozialisationsprozessen konzentriert, während die faktorenanalytische Persönlichkeitspsychologie gleichsam die alleinige Zuständigkeit für das Erwachsenenalter beansprucht und von einer *dimensionalen* Struktur des Menschlich-Psychischen ausgeht, die in zeitlicher Hinsicht als mehr oder weniger unveränderlich angenommen wird.

Vor diesem Hintergrund wird deutlich, warum in einer so definierten Persönlichkeitspsychologie für den Gegenstandsbereich *Persönlichkeit und Lebenslauf* der Raum fehlt. Dieser geradezu grotesk erscheinende Umstand war es vor allem, der Thomae (1952, 1968) veranlaßte, sich diesem vernachlässigten Forschungsfeld zuzuwenden. Daraus entstanden die Psychologische Biographik und ein genetisch akzentuierter Persönlichkeitsansatz (vgl. Thomae 1998).

Der Begriff *Genetische Persönlichkeitspsychologie* ist vom Verfasser (vgl. Jüttemann 1995, S. 146) als Bezeichnung für ein Fach vorgeschlagen worden, das einmal aus dem sachlich notwendig erscheinenden Zusammenschluß von Entwicklungspsychologie und Persönlichkeitspsychologie hervorgehen sollte.

Prinzipiell läßt sich auch die von Thomae lebensnah konzipierte Psychologische Biographik bereits als eine Genetische Persönlichkeitspsychologie deklarieren.³ Vor allem die von Thomae begründete Persönlichkeitstheorie nimmt die Etablierung einer Genetischen Persönlichkeitspsychologie z.T. vorweg.

Einzelne Programmpunkte für eine so zu benennende Subdisziplin wurden bereits an anderer Stelle umrissen (Jüttemann 1995, S. 117ff.) und sollen im vorliegenden Zusammenhang durch Illustrationen inhaltlicher und methodischer Art ergänzt werden. Darüber hinaus geht es um die Darstellung einiger intradisziplinär zu beobachtender Veränderungsvorgänge, die dafür sprechen, daß das so skizzierte Programm einer Genetischen Persönlichkeitspsychologie in absehbarer Zeit aktuelle Bedeutung erlangen könnte.

2 Eine Kurzdarstellung dieses „Forschungsansatzes“ ist in Jüttemann (1992, S. 34ff.) vorgenommen worden.

3 Diese Möglichkeit wird auch von Thomae selbst hervorgehoben (1996, S. 8).

2 Persönlichkeit und lebenslange Entwicklung

Es ist nicht zuletzt das Verdienst von Erikson (1950), die *lebenslange* Persönlichkeitsentwicklung des Menschen in das Blickfeld psychologischer Gegenstandsbetrachtung gerückt zu haben. Aber es entspricht auch einer allgemeinen Alltagserfahrung, daß unsere Identität zwar etwas im Kern Gleichbleibendes repräsentiert, in einigen Hinsichten aber dennoch einem permanenten Wandel unterliegt. Erikson hält diese Wandlungsprozesse sogar für weitgehend endogen vorprogrammiert. Diese prinzipiell bestreitbare Auffassung soll im vorliegenden Zusammenhang jedoch nicht übernommen werden.

Thomae verweist im Rahmen seiner Bemühungen um den Entwurf einer *Psychologie der gesamten Lebensspanne* u.a. auf die von Ch. Bühler und Hetzer (1929) herausgegebene Festschrift für den damals 50jährigen Karl Bühler und hebt im Hinblick auf das Jahr 1929 hervor, „daß Charlotte Bühler wenig später die Tore der Entwicklungspsychologie in Richtung auf die ganze Lebensspanne öffnete“ (Thomae 1985, S. 34).

Für die Zeit danach geht Thomae eher von einer rückschrittlichen Tendenz aus, bedauert die relative Wirkungslosigkeit „regelmäßig wiederkehrender Konferenzen über ‚Life Span Development Psychology‘“ und bezeichnet „die Lebensspanne zwischen 15 und 65 Jahren“ sogar als eine „terra incognita“ (a.a.O.). Thomae erwähnt in diesem Zusammenhang auch „Stimmen, die dazu raten, die Tore der Festung ‚Kinderpsychologie‘ wieder zu schließen“ (a.a.O.) und zitiert Flavell (1970) als eine dieser Stimmen.

Insgesamt geht Thomae vom Vorliegen einer „Identitätskrise der Entwicklungspsychologie“ aus (1985, S. 33) und kennzeichnet die beobachtbaren Tendenzen in der Entwicklung des Fachs als eine Restriktion, deren Hintergründe er wie folgt beleuchtet:

„Ich möchte auf das Für und Wider dieser Restriktion hier nicht eingehen, sondern nur bemerken, daß die erwähnte Restriktion nicht nur mit der biologischen, um nicht zu sagen biologistischen, Renaissance in der Psychologie zusammenhängen dürfte. Zwar ging der Anteil der an biologisch-deskriptiven Modellen orientierten Arbeiten nach Schmitz (1979) von 13% (1965) auf ca. 6% (1975) zurück. Wenn wir auf der anderen Seite Bättigs Literaturanalyse die starke Zunahme von psychophysiologischen Arbeiten außerhalb der Entwicklungspsychologie entnehmen können und wenn sogar Witkin & Berry (1975) neuerdings neben ökologischen Variablen biologische (wie den Eiweißgehalt der Nahrung) zur Erklärung interindividueller Unterschiede hinsichtlich der Differenzierung heranziehen, dann müssen wir weder auf die Ausstrahlungen von Lorenz noch auf jene von Sir Cecil Burt zu sprechen kommen, um als einen der Gründe für die Zweifel an der Existenz einer Entwicklungspsychologie, welche die Kinderpsychologie übergreifen würde, die Gleichsetzung von Entwicklung mit Reifungsvorgängen ansehen zu können“ (a.a.O., S. 34f.).

Da sich die Situation, zu der Thomae hier Stellung nimmt, auch in der Zeit danach ⁴ kaum verändert hat und die biologistische Renaissance somit noch anhält, ist dieser wichtige Diskussionsbeitrag Thomaes zur Geschichte bzw. zur Gegenwartsproblematik der Entwicklungspsychologie hier noch einmal auszugsweise wiedergegeben worden.

Der Rückzug der Entwicklungspsychologen auf die Untersuchung von Reifungsvorgängen hat möglicherweise aber auch etwas damit zu tun, daß die Anwendung einer

4 Nach 1979, dem Jahr der letzten von Thomae in dem zitierten Text genannten Veröffentlichungen

naturwissenschaftlich ausgerichteten Methodik vielen Forschenden ein Gefühl der Sicherheit verleiht. Solange das Entstehungspotential von Entwicklung als endogen vorprogrammiert gedacht und experimentell zu erforschen versucht wird, bleiben die Untersuchungsdesigns jedenfalls gut überschaubar.

Zur Begründung seines eigenen Ansatzes nimmt Thomae u.a. auf Erikson Bezug. Es sind aber nicht der psychoanalytische Charakter und die – im weitesten Sinne – psychobiologische Basis der von Erikson vorgelegten Theorie, die Thomae interessieren, sondern der Veränderungsaspekt der Persönlichkeitskonzeption und die thematisch gegliederte Betrachtung des Lebenslaufs. Vorbildcharakter besitzen für ihn vor allem „die Synonymität von ‚Thematik‘ und situationsspezifischer motivationaler Strukturierung des Verhaltens“ (Thomae 1988, S. 53).

Obwohl das von Erikson vorgelegte Entwicklungskonzept der Persönlichkeit für Thomae „ein wichtiger Fortschritt in einer dynamisch-genetischen Betrachtung der Persönlichkeit“ (a.a.O.) ist und Thomaes eigener Persönlichkeitsansatz in der gleichen Denkrichtung liegt, hat sich eine genetisch fundierte Persönlichkeitspsychologie bis heute nicht allgemein durchsetzen können.

Statt dessen halten die in der akademischen Persönlichkeitspsychologie seit langem aktuellen Bemühungen um die endgültige Etablierung einer Fünf-Faktoren-Struktur⁵ der Persönlichkeit weiter an. Dabei ist anzumerken, daß die Attraktivität dieser Orientierung in sehr starkem Maße auch auf opportunistischen Erwägungen beruhen dürfte (vgl. Jüttemann 1995, S. 146f.).

Es ist jedoch zu erwarten, daß die Faszination der Big Five allmählich abklingen wird. Schließlich ist nicht einzusehen, warum es wissenschaftlich oder gar praktisch sinnvoll sein soll, die ganze Vielfalt des Menschlich-Psychischen auf die Wirksamkeit von fünf Faktoren zurückzuführen. Aber selbst für diejenigen, die glauben, jeder Mensch sei in psychischer Hinsicht weitgehend durch die individuellen Ausprägungsgrade dieser fünf Faktoren determiniert, bleibt die Frage bestehen, wie sich der Prozeß der erlebnis- und handlungsspezifischen Umsetzung dieser Faktorenstruktur in der konkreten Lebenssituation vollzieht und darüber hinaus *als Entwicklung* in Erscheinung tritt.

3 Genetische Persönlichkeitspsychologie und Historische Psychologie

Die Notwendigkeit, zwischen einer *Naturgeschichte* und einer *Kulturgeschichte* des Menschen zu unterscheiden, ist evident. Ebenso offensichtlich kann zwischen angeborenen und umweltgeprägten Persönlichkeitsanteilen differenziert werden, auch wenn diese Trennung zunächst relativ abstrakt anmutet.

Vergegenwärtigt man sich jedoch die Tatsache, daß die Menschen einen vielschichtigen Sozialisationsprozeß durchlaufen müssen, um adäquat an die von ihnen selbst hergestellten und sich ständig verändernden gesellschaftlichen Bedingungen angepaßt zu

5 Vgl. u.a. Digman 1990, Goldberg 1992 und die kritische Diskussion in Becker (1995, S. 8 ff.)

bleiben und zugleich die Aufrechterhaltung der jeweiligen Gesellschaftsordnung sicherzustellen, dann wird erahnbar, in welchem Maße die menschliche Psyche über ihre natürlichen Ursprünge hinaus immer auch als ein Produkt ihrer sozialen und kulturellen Umgebung aufzufassen ist.

Zudem wird erkennbar, wie wichtig es ist, im Rahmen des Programms einer *gegenstandskritischen Psychologie* (Jüttemann 1988a) auch jenen Prozeß einer langfristigen Veränderung der Selbstkonzepte und darauf beruhender Verhaltensweisen zu untersuchen, der kulturelle Wurzeln besitzt und sich in historischer Zeit vollzieht.

Die wissenschaftliche Bearbeitung einer derartigen Fragestellung setzt aber den Rahmen einer Genetischen Persönlichkeitspsychologie geradezu voraus. Die Sozialgeschichte des Psychischen steht zur Sozialisationsgeschichte der Persönlichkeit zwangsläufig in enger Beziehung. Hieraus läßt sich nicht nur ableiten, daß eine Entwicklungspsychologie, die die historische Dimension des Psychischen unbeachtet läßt, diesen Namen nicht verdient, sondern zugleich schließen, daß Historische Psychologie prinzipiell auch als Teilbereich einer Genetischen Persönlichkeitspsychologie verstanden werden muß.

Dieses Verständnis nimmt offensichtlich stark zu, wie bereits die wenigen nachfolgend genannten *Beispiele* einschlägiger Veröffentlichungen zeigen:

Auf den engen Zusammenhang, der zwischen der Biographieforschung einerseits und der Historischen Psychologie andererseits besteht, verweist Klotter und Reutter (1998). Kruse und Thomae (1992) haben diese Verknüpfung im Rahmen einer Studie verdeutlicht, die einen Vergleich von Untersuchungen zum Gegenstand hat, die inhaltlich übereinstimmen, aber zu verschiedenen Zeitpunkten durchgeführt wurden. Der Philosoph Norbert Rath (1994, 1996) hat sich intensiv mit dem Begriff „Zweite Natur“ beschäftigt, der all das einbezieht, was Menschen in Ergänzung ihrer angeborenen Ersten Natur in einer zivilisierten Umwelt erlernen, und der auch für die Historische Psychologie eine hohe Bedeutung besitzt. Charles Taylor (1994) ist kürzlich mit einer umfassend angelegten epochenvergleichenden Untersuchung zum Thema „Quellen des Selbst“ hervorgetreten und hat Erkenntnisse über die Entwicklung der menschlichen Identität gewonnen, die für die Psychologie äußerst relevant erscheinen. Sie lassen sich jedoch in den Wissensbestand dieser Disziplin nicht einbeziehen, solange eine Genetische Persönlichkeitspsychologie nicht existiert, da historisch-psychologisch betrachtbare Veränderungen des Seelischen ⁶im Rahmen der traditionellen Psychologie bisher kein allgemein beachtetes Thema darstellen.

6 Literatur zur Historischen Psychologie: Jüttemann 1986, 1988; Jüttemann, Sonntag und Wulf 1991; Sonntag und Jüttemann 1993

4 Persönlichkeit als Genese und Konzept

Stellt man Studienanfängern der Psychologie die Frage, ob der Lebenslauf eines Menschen Bestandteil seiner Persönlichkeit sei oder ob sich der Begriff Persönlichkeit z.B. auch auf das Werk eines Dichters beziehen lasse,⁷ dann erhält man fast ausnahmslos zustimmende Antworten. Diese sind allerdings mit der in der gegenwärtigen Psychologie immer noch vorherrschenden faktoriellen Strukturbetrachtung der Persönlichkeit kaum zu vereinbaren. Das Faktorenmodell weist auf ein psychologisches Verständnis des Menschen hin, das lediglich die Annahme objektiver Wirkpotentiale und konstant arbeitender Steuerungsmechanismen nahelegt. Aber auch dort, wo, wie in der Lehre Freuds, die Seele des Menschen konsequent als *Apparat* und das Ich – neben dem Es und dem Überich – als eine relativ bedeutungslose *Instanz* der Persönlichkeit beschrieben werden, haben wir es mit einer Strukturauffassung des Menschlich-Psychischen zu tun.

Grundsätzlich ist jedoch zu fragen, ob die Persönlichkeit eines Menschen nicht eher unter den Aspekten Prozeß und Genese, Thematik und Inhaltlichkeit (des Erlebens und Verhaltens) betrachtet werden muß als unter den Aspekten Struktur und Beschaffenheit.⁸

Der Begriff der Inhaltlichkeit verweist dabei auf ein Bild der Persönlichkeit, das sich eher auf eine Hierarchie von Konzepten als auf eine Struktur zurückführen läßt. Was hier *Konzept* genannt wird, ist u.a. mit dem vergleichbar, was Sartre (1964; s. auch Klotter & Reutter 1998) *Entwurf* nennt. Einschlägig ist hier auch der von Bude (1987; vgl. auch Bude 1998) geprägte Begriff *Lebenskonstruktion*. Ein auf Konzepte bezogener Persönlichkeitsbegriff liegt auch dort vor, wo – wie oben im Hinblick auf Erikson und Thomae bereits hervorgehoben wurde – eine Beschreibung *thematisch* akzentuierter Lebensabschnitte im Vordergrund steht. Die enge Verbindung zwischen Selbstkonzept und Identitätstheorie hat der Philosoph Tugendhat (1981) mit Hilfe des von ihm geprägten Begriffs „qualitative Identität“ veranschaulicht. Tugendhat meint damit vor allem jene Selbstbestimmung, die in dem frei gewählten Seinsmodus „Was für ein Mensch ich sein will“ (a.a.O., S. 234) zum Ausdruck kommt. Tugendhat grenzt die *qualitative* Identität ab von der *numerischen* Identität, die uns von anderen Menschen formal unterscheidbar macht.

Wichtig ist die Erkenntnis, daß sich selbst Eigenschaften, wie z. B. das Persönlichkeitsmerkmal *Zuverlässigkeit*, auf individuelle Konzepte zurückführen lassen, und daß eine daraus abgeleitete Kennzeichnung wirklichkeitsgerechter ist als eine faktorielle Beschreibung. So ist z.B. die Art und Weise, in der ein Mensch seinen Anspruch dokumentiert, als ein *zuverlässiger* Mensch zu gelten, sehr stark durch Erfahrungen und Überlegungen geprägt, die eine starre Anwendung des Zuverlässigkeitsprinzips ausschließen.

7 So geschehen im Sommersemester 1997 im Rahmen einer Vorlesung über Persönlichkeitspsychologie an der TU Berlin

8 Zur Gegenüberstellung von *Inhaltlichkeit* und *Beschaffenheit* des Seelischen vgl. Jüttemann (1986a, S.110ff.)

Demgegenüber legt das Faktorenmodell die Auffassung nahe, daß ein zuverlässiger Mensch in relevanten Situationen schematisch reagiert und sich geradezu zwanghaft zuverlässig verhält.

Je nachdem, ob man von faktoriellen Dimensionen, d.h. von objektiven, quasi automatisch wirksam werdenden, gerichteten energetischen *Potentialen* oder aber von planenden und mehr oder weniger bewußt handelnden *Subjekten* ausgeht, ergibt sich eine völlig andere Auffassung von Persönlichkeit. Dabei sind für das Subjektmodell u.a. Alltagsnähe und Handlungsrelevanz besonders charakteristisch. Menschen stecken sich Ziele und versuchen, diese zu realisieren. Dabei setzen sie unterschiedliche Verfahrensweisen ein und gehen manchmal sogar eher seltsame Wege. Unabhängig davon, ob angestrebte Ziele erreicht werden oder nicht, entstehen immer wieder neue Ziele. Daran läßt sich zeigen, daß sich unser Erleben und Handeln zu einem großen Teil auf einer *teleologischen* Basis vollzieht.

5 Das Subjekt als Gegenstand teleologisch-psychologischer Forschung

Schon bevor in der Philosophie die Diskussion um „die Frage nach dem Subjekt“ (Frank, Raulet u. van Reijen 1988) – die mit dem Ziel der radikalen *Infragestellung* des Subjekts bzw. der Begründung einer „Theorie der Entsubjektivierung“ (Staeuble 1986, S. 76) – geführt wurde und in der Mitte der Achtziger Jahre allmählich ihren Höhepunkt erreichte, waren in einem anderen Feld dieser Disziplin Überlegungen entstanden, die sich, gerade umgekehrt, als Versuch einer *Wiederentdeckung* des Subjekts interpretieren lassen. Die Vertreter dieser Richtung, Robert Spaemann und Reinhard Löw (1991), sprachen jedoch lediglich von der „Wiederentdeckung des teleologischen Denkens“. Sie konnten zwar über äußere Anzeichen für den Vorgang der Wiederentdeckung des von ihnen für fundamental gehaltenen teleologischen Denkens noch nicht berichten, plädierten jedoch nachdrücklich und in überzeugender Weise für eine Inangangsetzung eines derartigen Prozesses.

Allerdings fand diese Initiative aber weder in der Philosophie noch in der Psychologie bis heute eine besondere Beachtung. Ebenso erging es jenen Forschern innerhalb der Psychologie, die die mit jeder naturwissenschaftlich geprägten Forschungspraxis unvermeidbarerweise einhergehende „Erledigung des Subjekts“ (Graumann und Métraux **Fehler! Textmarke nicht definiert.** 1977, S. 32) beklagten. Groeben und Scheele (1977) forderten zur gleichen Zeit eine Abkehr vom „behavioralen Menschenbild“ und die Entwicklung einer „Psychologie des reflexiven Subjekts“. Sie formulierten in diesem Zusammenhang „Kernannahmen des epistemologischen Subjektmodells“ (a.a.O., S. 22ff.). Dabei gingen sie vor allem von der streng phänomenologisch orientierten Psychologie aus, die Kelly (1955) begründet hatte, und beteiligten sich an der erfolgreichen Verbreitung dieses Ansatzes im deutschsprachigen Raum.⁹

Einige Zeit später entstand der kritisch-psychologisch inspirierte Versuch, eine „subjektwissenschaftlich“ akzentuierte neue Sicht- und Arbeitsweise in die Psychologie ein-

9 Groeben hat u.a. für eine - allerdings stark verkürzte - deutschsprachige Ausgabe des 1955 von Kelly veröffentlichten Hauptwerks (Kelly 1986) gesorgt.

zuführen.¹⁰ Dieser Versuch wurde von seiten der traditionellen Psychologie nicht beachtet oder radikal abgelehnt (Heinemann 1988). Einer anderen Denkrichtung entstammte ein von Keupp (1994) herausgegebener Sammelband mit dem Titel „Zugänge zum Subjekt“. Dieses Buch stieß aber leider ebensowenig auf Resonanz wie die von Sonntag (1994) scharfsinnig formulierte Kritik an der ausufernden Vielfalt des Subjektbegriffs.

Trotz des uneinheitlichen terminologischen Hintergrunds erscheint die Orientierung an einem Subjektmodell des Menschlich-Psychischen unverzichtbar, wenn der von Graumann und Métraux (1977, S. 32) konstatierte *Reduktionismus* der naturwissenschaftlichen Psychologie überwunden werden soll.

Spaemann und Löw (1991, S. 284) zeigen auf, welche grundlegende (u.a. ökologische) Gefahr der naturwissenschaftliche Reduktionismus in sich birgt:

„Die Reduktion unserer Erkenntnis der Natur auf deren kausale Erklärung, so wie sie programmatisch seit der frühen Neuzeit durchgesetzt wurde, steht unter einem bestimmten Willen: dem Willen der Naturbeherrschung. Für diesen Zweck sehen wir von der teleologischen Betrachtung der Wirklichkeit ab. Der Mensch hat Zwecke, und diesen will er die Natur als Mittel unterwerfen. Ohne Zweifel ist das legitim. Die Existenz des Menschen hängt davon ab, daß er so verfährt. Aber ist Naturbeherrschung das einzige und das höchste legitime Ziel des Menschen? Diese Auffassung hätte verhängnisvolle Konsequenzen. Sie unterstellt das menschliche Dasein selbst als Mittel dem Zweck seiner eigenen Erhaltung, und genau dies ist das Wesen des Nihilismus. Progressive Naturbeherrschung als oberstes Ziel kehrt sich dann gegen den Menschen selbst.“

Um für eine Genetische Persönlichkeitspsychologie eine wissenschaftlich tragfähige neue Grundlage zu entwickeln, könnte es aussichtsreich sein, die Vorgänge einer *Wiederentdeckung des Subjekts* und einer *Wiederentdeckung des teleologischen Denkens* zu parallelisieren. Diese Zielsetzung würde zunächst einmal erfordern, jenes teleologische Denken näher zu untersuchen, das als Ausdruck und Basis individuellen Erlebens und Handelns in Erscheinung tritt.

Damit im Zusammenhang erscheint die Einführung eines Begriffs zweckmäßig, der das je individuelle teleologische Denken kennzeichnet und zugleich einen Gegenstand umreißt, der für die Begründung eines nicht-naturwissenschaftlichen (und nicht-reduktionistischen), subjektorientierten Forschungsprogramms einer Genetischen Persönlichkeitspsychologie bedeutsam werden könnte.

10 Vgl. u.a. Holzkamp 1985 und 1991

6 Autogenese als Erfahrungstatsache und programmatischer Forschungsgegenstand

Ein deterministisches oder mechanistisches Funktionsmodell ist durch die Annahme von Kräften gekennzeichnet, die einen gegebenen Mechanismus in Gang halten, wenn die zugehörige Apparatur intakt ist und eine permanente Zufuhr der erforderlichen Energie erfolgt. Der Prototyp dieses Modells ist die Maschine. Sie bedarf keines Bewußtseins, und der zentrale Steuerungsbedarf für ihr Funktionieren besteht darin, daß jemand da ist, der sie an- und abstellt. Sowohl der kausale Erklärungsansatz der Experimentellen Psychologie als auch der dispositionelle Erklärungsansatz der faktorenanalytischen Persönlichkeitspsychologie implizieren ein maschinelles Funktionsmodell dieser Art. Schneewind (1982, 1984) spricht in diesem Zusammenhang sogar von einem „mechanistischen Menschenbild“. Doch die daraus erkennbar werdende Gleichsetzung von Mensch und Maschine, die u.a. die Potenzierung einer materialistischen Ideologie darstellt, erscheint nicht nur paradox, sondern geradezu zynisch.

Im vorliegenden Zusammenhang interessieren vor allem die Absurdität dieser Gleichsetzung und die aufgrund unserer unmittelbaren Erfahrung wohlfeile Erkenntnis, daß das Funktionsmodell der Maschine und das Funktionsmodell des menschlichen Subjekts (vgl. Jüttemann 1992; 1995, S. 128ff.) einen so starken Gegensatz markieren, daß sie zumindest im Hinblick auf die Erklärung des Alltagsverhaltens einander ausschließen. Besonders erstaunlich ist, daß die Unüberbrückbarkeit des Gegensatzes zwischen den genannten Funktionsmodellen geleugnet werden kann, um dem naturwissenschaftlichen Ansatz in der Psychologie eine uneingeschränkte Anwendbarkeit zu sichern. Bemerkenswert sind dabei vor allem zwei fundamentale Distanzierungen: zum einen die zunehmende Entfernung des experimentalpsychologischen Forschungsbetriebs von der alltagspsychologischen Empirie und zum anderen der wachsende Widerspruch zwischen Wissenschaft und Wahrheitssuche.

Um dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten, ist es dringend an der Zeit, ein realitätsgerechtes und die Dimension geschichtlicher Veränderung berücksichtigendes Funktionsmodell des Subjekts auszuarbeiten und im Hinblick auf den Bereich der Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie für (temporär) verbindlich zu erklären. Mit Bezug auf dieses noch zu elaborierende Subjektmodell wird der Terminus *Autogenese* eingeführt, um die hohe Bedeutung zu würdigen, die der Aspekt der Selbstverantwortung nach heutiger Erfahrung für die Betrachtung individueller Entwicklungen besitzt, und die bisher vernachlässigte Erforschung der auf diesen Aspekt beziehbaren Sachverhalte und Typendifferenzierungen anzuregen.

Es wird angenommen, daß der Begriff Autogenese eine komplexe Erfahrungstatsache kennzeichnet, die sich wie folgt – vorläufig – umschreiben läßt:

Autogenese ist eigenverantwortliche Lebens- und Selbstgestaltung mit dem aus Sicht des Subjekts idealen, gesellschaftlich gesehen aber nur unter bestimmten Voraussetzungen anerkennenswert erscheinenden Ziel einer optimalen Ausschöpfung gegebener persönlicher Entfaltungsmöglichkeiten.

Für die psychologisch-individualhistorische Betrachtung der Autogenese ist der Gesichtspunkt der *Selbstbestimmung des Subjekts*, der auf einen zentralen Bereich *autonomer* Lebensführung und Persönlichkeitsentwicklung verweist, von entscheidender Bedeutung. Gegenbegriffe zum Terminus Autogenese sind u.a. Homöostase, Abhängigkeit, Fremdbestimmung und Dressur.

Von besonderer Bedeutung für die Autogenese eines Menschen sind Situationen, in denen implizit oder explizit Entscheidungen von weitreichender Bedeutung gefällt werden. Außerdem läßt sich eine Kategorie autogenetisch relevanter *Orientierungen* bilden. Dazu gehören u.a. *Ziele*, die – kurzfristig oder langfristig – direkt angesteuert, aber durchaus auch verfehlt oder durch Alternativziele ersetzt werden können. Außerdem umfaßt diese Kategorie *gerichtete* Bestrebungen, wie z.B. die Anwendung des Prinzips Versuch und Irrtum aus der Intention heraus, eine Entdeckung machen zu wollen. Für gerichtete Bestrebungen sind relativ unbestimmte oder zumindest unscharfe, eher implizite Zielsetzungen charakteristisch (vgl. hierzu Schütz 1974, S. 116ff. und S. 337ff.). Auch eine *aufgaben-* oder *themenorientierte* Entwicklung bzw. Lebensführung, wie Havighurst (1948), Erikson (1973) oder Thomae (1988) sie annehmen, kann durch eher ungefähre – und z.T. sogar unbewußte – Ziel- und Richtungsvorstellungen gekennzeichnet sein.

Angesichts eines so weitgesteckten Betrachtungsrahmens für autogenetische Prozesse erscheint die Behauptung gerechtfertigt, daß Lebensphasen, in denen derartige Vorgänge relativ bedeutungslos bleiben (weil z.B. der Lebensstil eines Individuums den Eindruck eines zufallsbedingten, ziellosen *Sichtreibenlassens* erweckt), eher selten sein dürften oder bereits auf pathologische Zustandsbilder verweisen. Bedeutsam ist die Unterscheidung zwischen entwicklungsrelevanten Prozessen autogenetischer Prägung und reinen Bedürfnisbefriedigungen zyklischer Art. Letztere laufen in der Regel gezielt ab, besitzen aber lediglich homöostatischen Charakter. Maßgebend ist hier die Gegenüberstellung von sich *nicht* wiederholenden, individualgeschichtlichen Vorgängen einerseits und ungeschichtlichen, naturgesetzlich-kausal bedingten und u. U. reversiblen Verhaltensweisen andererseits. An dieser Stelle wird deutlich, daß sich menschliche Subjektivität vor allem in der Dimension der Historizität teleologisch (aber nicht biologisch) begründeter individueller Gestaltungsprozesse ausdrückt.

Zunächst könnte es den Anschein haben, als ob der Terminus Autogenese – als Bezeichnung für einen zentralen Teilbereich des Bios – mit den Implikationen der von Thomae (1952) präzisierten biographischen Methode unvereinbar wäre. So ist für Thomae „die eigentliche Leistungsfähigkeit der biographischen Methode“ gerade dort erkennbar, „wo sich die Forschung am Menschen aus der Befangenheit in den bisher dominanten Kategorien des Erfassens, insbesondere denen des Typus und der Kausalität, zu lösen beginnt und diese Weisen des Auffassens einsetzen lernt, ohne von ihnen ersetzt zu werden“ (a.a.O., S. 175).

Thomae spricht deshalb zu Recht von der „echten Kunst des *Beschreibens*“ (Herv. i.Orig.) und leitet daraus das Urteil ab, daß auch jede „finalistische Betrachtung“ (a.a.O.) nachrangig bleiben müsse.

Zu dieser Einschätzung steht der Vorschlag, die Untersuchung der Autogenese zu einem besonderen (prinzipiell finalistisch anzugehenden) Gegenstand der Biographieforschung zu erheben, in einem eindeutigen Widerspruch.

Dafür, daß der Vorschlag dennoch aufrechterhalten wird, gibt es allerdings einen besonderen Grund, der aus der Forderung strenger *Gegenstandsangemessenheit* grundlagenwissenschaftlicher Analyse abgeleitet wird. Im Sinne dieser Forderung ist davon auszugehen, daß das menschliche Dasein nicht nur unter den Aspekten Form, Lauf oder Verlauf (des Lebens) betrachtet werden kann, sondern auch als Aufgabe der *Lebensführung* darstellbar ist, und nicht zuletzt in einer Entwicklung vielfältiger Zielvorstellungen und außerdem in dem teils lustvollen und teils anstrengenden Bemühen zum Ausdruck kommt, diese Zielvorstellungen so erfolgreich wie möglich zu realisieren. Es ist vor allem dieser empirische Sachverhalt, der als ein wichtiger Gegenstand biographischer Forschung identifizierbar ist und ein besonderes Programm seiner Erforschung notwendig erscheinen läßt.

Konkret geht es bei der Autogenese u.a. um jene als psychisch zentral anzunehmenden Vorgänge aktuellen Erlebens und individueller Veränderung, in denen sich *selbstverantwortlich* wahrzunehmende Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten des Subjekts ausdrücken.

Beispiele hierfür sind Aktivitäten, die darauf abzielen, eine nach innen und außen unverbrüchlich erscheinende Identität zu verkörpern, oder ein u.U. deutlich hervortretendes Streben nach Selbstoptimierung. Die Tatsache, daß sich derartige Vorgänge direkt auf den Prozeß der Autogenese beziehen lassen, spricht dafür, sie als Gegenstände einer übergreifend konzipierten Genetischen Persönlichkeitspsychologie aufzufassen.

7 Genetische Persönlichkeitspsychologie und Autogenese

Zu beachten ist, daß autogenetische Vorgänge starken interindividuellen Schwankungen unterliegen. So kann etwa der gesamte autogenetische Anteil an der Entwicklung eines Menschen in extremen Fällen entweder sehr groß oder aber sehr klein sein, und zwar je nach dem Vorwalten der Prinzipien der Selbstbestimmung oder Fremdbestimmung. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage der Manipulierbarkeit des Menschen und der Möglichkeit *defizitärer* Autogenesen. Dieser Frage könnte im Zeitalter einer wachsenden Beeinflussung der Menschen durch Massenmedien, einer immer noch zunehmenden Bereitschaft zum Drogenkonsum und einer erkennbaren Ausbreitung radikaler Sekten sogar eine besondere Bedeutung zukommen.

Im letzten Abschnitt wurde bereits erörtert, daß die Einführung des Begriffs Autogenese nicht zuletzt unter dem Gesichtspunkt erfolgt ist, die Gegenstandsangemessenheit einer *psychologisch* orientierten biographischen Forschung zu erhöhen. Sollte sich dabei die Annahme bestätigen, daß autogenetische Vorgänge für den menschlichen Lebenslauf von tragender Bedeutung sind, dann wäre die bewährte „*Forderung nach Vollständigkeit*“ der darzustellenden Lebensgeschichte“ (Thomae 1952, S. 172; Herv.i.Orig.) durch

die Forderung nach einer gleichzeitig vorzunehmenden *Rekonstruktion* der jeweiligen Autogenese zu ergänzen.

In diesem Zusammenhang erhebt sich allerdings die Frage, ob es *die* Autogenese des (einzelnen) Menschen überhaupt gibt bzw. ob nicht in der Regel ganz verschiedenartige individuelle Zielsetzungen nebeneinander bestehen und insofern eine getrennte Betrachtung z.B. von Teilaspekten einer familiären, beruflichen oder gesundheitlichen Autogenese angemessen bzw. sogar notwendig erscheinen lassen. Darüber hinaus ist aber auch kaum auszuschließen, daß es einen als fundamental und umfassend anzunehmenden Prozeß der *existentiellen* Autogenese geben könnte, der die prinzipiell unterscheidbaren Teilaspekte gleichsam miteinander verbindet.

Außerdem ist zu fragen, inwieweit defizitäre Autogenesen oder das durchaus denkbar erscheinende völlige Fehlen einer Autogenese nicht als Entstehungshintergrund z.B. für das Auftreten abweichender Verhaltensformen oder psychosomatischer Erkrankungen in Betracht kommen.

Anzumerken ist, daß der Begriff Autogenese nicht nur Persönlichkeitsentwicklungen betrifft, die eine positive ethische Bewertung zulassen. Prinzipiell ist z.B. die Lebensgeschichte eines Verbrechers, der – aus *seiner* Perspektive abweichenden Verhaltens – nach Perfektionierung strebt, autogenetisch qualifizierbar.

Der Begriff der Autogenese betont zweifellos, ähnlich wie der Begriff der Salutogenese (Antonovsky 1987), die Eigenständigkeit und Wirkmächtigkeit personaler Kräfte. Dabei wird die Person als ein Zentrum von relativer Autonomie verstanden, von dem u.U. auch stark potenzierende Wirkungen ausgehen können.

Die Selbstverantwortung des Subjekts für das eigene Leben und dessen Organisation äußert sich unmittelbar in seiner Autogenese. Erst im Zustand der Unzurechnungsfähigkeit kann der Fall eintreten, daß diese Selbstverantwortung nicht mehr angemessen wahrgenommen zu werden vermag. Allerdings ist auch zu fragen, ob ein Wissenschaftler, der davon überzeugt ist, daß der Mensch in psychischer Hinsicht letzten Endes wie eine Maschine oder ein Computer funktioniert, nicht insofern auch seine eigene Zurechnungsfähigkeit in Zweifel zieht, als er Selbstverantwortlichkeit eigentlich für eine Fiktion halten muß.

Für Vorhaben, die dazu dienen, eine möglichst adäquate Umsetzung unserer Ideen zu erreichen, hat Peter Beck (1996) den Begriff „persönliche Projekte“ vorgeschlagen. Auf der Metaebene einer akzentuierenden Betrachtung der Autogenese könnte man Lebensgestaltung und Selbstgestaltung als zwei prinzipiell trennbare, aber dennoch stets eng aufeinander bezogene *persönliche Projekte höherer Ordnung* bezeichnen, die teilweise in einem komplementären Verhältnis zueinander stehen. Der konkrete Lebensvollzug erfordert z.B. bei Menschen, die nach Erfolg streben, im Idealfall ein umfassendes *Selbstmanagement*¹¹, dessen Vervollkommnung eine permanente Reflexion der motivationalen und konzeptionellen Basis (dieses Selbstmanagements) voraussetzt. Diese Ba-

11 Der Begriff *Selbstmanagement* ist im Hinblick auf den klinisch-psychologischen Bereich von Kanfer (1977) verwendet worden (vgl. auch Kanfer, Reinecker & Schmelzer 1996). Den gleichen Begriff benutzt außerdem Hoefert (1993) im Rahmen der Diskussion einer organisationspsychologischen Fragestellung.

sis, die auch als Selbstdetermination¹² bezeichnet werden könnte, im Einzelfall adäquat zu analysieren, stellt eine Aufgabe dar, die unbestreitbar dem Zuständigkeitsbereich der Psychologie zuzuordnen sein dürfte, auch wenn für die Biographieforschung insgesamt nicht der Anspruch erhoben werden kann, ein ausschließlich oder vorwiegend *psychologisches* Unternehmen darzustellen. Einschlägige biographisch einzuordnende Forschungsleistungen sind inzwischen – sogar in einem vergleichsweise größeren Umfang – von soziologischer und pädagogischer Seite erbracht worden (vgl. hierzu Fuchs-Heinritz 1998; Marotzki 1998).

Das Konzept der Autogenese scheint innerhalb der Psychologie nicht nur im Bereich der grundlagenwissenschaftlichen Biographieforschung anwendbar zu sein, sondern könnte sich u.U. auch im Zusammenhang mit diagnostischen und therapeutischen Interventionen als hilfreich erweisen. So läßt sich etwa zum Praxisprogramm der „Autogenen Diagnostik“ (vgl. Jüttemann 1990b, S. 69ff.) eine direkte Beziehung herstellen.

Auch wenn der Sachverhalt der Autogenese eng an die Vorstellung einer gezielt betriebenen Selbstentwicklung gebunden ist, soll damit weder der Rationalität unseres Handelns ein besonderes Gewicht beigemessen noch soll die lebenssteuernde Bedeutung jener Außeneinflüsse geschmälert werden, die jedem Menschen in Form sogenannter Widerfahrnisse begegnen. Es wird auch keineswegs eine Kontinuität der Genese postuliert, sondern angenommen, daß Lebensläufe prinzipiell unter den Aspekten „Kontinuität und Diskontinuität“ (Lehr 1978, Minnemann u. Schmitt 1995) betrachtet werden müssen. Außerdem ist grundsätzlich zwischen den angestrebten Zielen und den tatsächlichen Ergebnissen einer individuellen Entwicklung zu unterscheiden.

Im übrigen ist nicht beabsichtigt, den Sachverhalt der Autogenese im vorliegenden Zusammenhang theoretisch faßbar zu machen. Vielmehr soll es ja darum gehen, einen trotz – oder gerade wegen – seiner Subjektnähe stark vernachlässigten Wirklichkeitsbereich empirisch zu untersuchen. Damit könnte zum einen für eine genetisch apostrophierte Persönlichkeitspsychologie ein neues Feld grundlagenwissenschaftlicher Forschung erschlossen und zum anderen eine neue Perspektive praktisch-psychologischer Arbeit eröffnet werden, die möglicherweise diagnostisch und therapeutisch bedeutsam ist.

Die für diese Zielvorstellung charakteristische erkenntnisleitende Frage lautet: Was macht das Subjekt *mit* sich selbst und *aus* sich selbst?

Die Methode einer angemessenen Untersuchung der Autogenese könnte am ehesten als *biographische Subjektanalyse* bezeichnet werden. Sie bedarf noch der systematischen Ausarbeitung und Erprobung. Naheliegend erscheint ein vierstufiges Vorgehen:

(1) Qualitative Erhebung von Daten über biographisch relevante Ereignisse, Situationen und Veränderungsprozesse (z.B. Wendepunkte) im Sinne objektivierbarer Sachverhalte und subjektiver Bewertungen.

12 Mit dem hier gemeinten Sachverhalt hat sich in grundlegender Weise Kant beschäftigt (kommentierend hierzu: Kuhlen et al. 1972, S. 152). Dörner 1996 entwickelt einen eigenständigen, wenngleich vom Denken Kants weit entfernten Begriff der Selbstdetermination, den er auch wörtlich verwendet (z.B. S. 146).

- (2) Entwicklung begründeter Annahmen über das Insgesamt der jeweiligen Entstehungshintergründe und Aufrechterhaltungsbedingungen.
- (3) Entwicklung begründeter Annahmen über das Wirksamwerden und die Anteile von Fremd- und Selbstbestimmung unter besonderer Berücksichtigung gesellschaftlich-historischer Einflüsse.
- (4) Rekonstruktion der jeweiligen Autogenese als Ergebnis einer individuellen Subjektanalyse und Versuche einer Typenbildung auf der Basis vergleichbar erscheinender Autogenesen.

8 Psychologische Biographik und Komparative Kasuistik

Eine tragende Zielsetzung der Psychologischen Biographik besteht darin, die nomothetische und die idiographische Orientierung¹³ in der Erforschung des Menschlich-Psychischen miteinander zu verknüpfen (Thomae 1996³, S. 11 ff.).

Thomae erkennt schon früh (1952, 1968), daß es in einer Psychologie, die sich vom alltäglichen Leben nicht völlig entfernen will, darauf ankommt, den Zwischenbereich zu besetzen, der sich zwischen dem Gattungswesen Mensch und dessen naturwissenschaftlicher Erforschung einerseits und dem konkreten Individuum andererseits erstreckt. Dieses Ziel erreicht Thomae durch eine Integration verschiedener Methoden. Ausgehend von einer phänomenologisch begründbaren, theoretisch unvoreingenommenen Art der Datenerhebung in Form einer relativ offenen Exploration einzelner Personen werden auf dem Wege einer kombinierten sukzessiven Anwendung qualitativer und quantitativer Auswertungsverfahren Ergebnisse eines relativ hohen Verallgemeinerungsgrades möglich.

Komparative Kasuistik (Jüttemann 1990) ist ebenfalls jenem Zwischenbereich zwischen den Polen der Universalität allgemeinspsychologisch verorteter Funktionsbereiche einerseits und der Individualität des einzelnen Menschen andererseits zuzuordnen. Dies ergibt sich daraus, daß die Komparative Kasuistik eine Forschungsstrategie darstellt, die auf eine Beschreibung und Erklärung *differentieller Phänomene* (Jüttemann 1995, S. 132ff.) zielt und insofern als eine *phänomenzentrierte* Untersuchung einschlägiger Fälle betrieben wird.

Die hier gemeinten Phänomene bilden eine bewußt breit angelegte Kategorie, in der sich prinzipiell alle psychisch relevanten Bezeichnungen wiederfinden, die sich in typisierender Weise auf Personen anwenden lassen. Es ist gleichgültig, ob es sich dabei um normale oder nicht-normale Erscheinungen, um Merkmale oder Zustände, gewählte oder errungene Positionen, vorübergehend übernommene Rollen oder dauerhaft ausgeprägte Identitätsaspekte handelt, um nur einige der zahlreich vorhandenen Subkategorien der insgesamt für eine komparativ-kasuistische Studie in Betracht kommenden differentiellen Phänomene zu nennen.

13 In älteren Arbeiten Thomaes rangiert der Aspekt des Idiographischen *vor* dem des Nomothetischen (vgl. Thomae 1988²)

Subkategorien dieser Art können auch im Forschungsprozeß entwickelt werden, wenn sich herausstellt, daß das zu untersuchende Phänomen bei näherer Betrachtung in typisierbaren Variationsformen auftritt. Das ist zugleich der Bereich, in dem enge Parallelen zwischen der Komparativen Kasuistik und der Typenbildung nach Gerhardt (1986; vgl. auch 1998) erkennbar werden.

Ziel komparativ-kasuistischer Studien ist es, prinzipiell oder wenigstens partiell psychologisch darstellbare Erscheinungen differentieller Art in ihrer mehr oder weniger begrenzt überindividuellen Bedeutung zu erfassen, möglichst exakt zu beschreiben und hinsichtlich ihrer Entstehung und u.U. auch ihrer Aufrechterhaltung zu erklären.

Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Tatsache, daß die hier gemeinten Phänomene stets eine doppelte Definition erfordern, da sie zum einen auf der *inhaltlichen* Ebene beschrieben und hinsichtlich ihres Generalitätsniveaus gekennzeichnet werden müssen und zum anderen im Hinblick auf die *personale* Ebene eine Bezugspopulation anzugeben ist, die für den realen Geltungsbereich des jeweiligen Untersuchungsgegenstands repräsentativ ist.

Vor diesem Hintergrund läßt sich zwischen einer beschreibenden und einer erklärenden Funktion der Komparativen Kasuistik unterscheiden. In beschreibender Hinsicht geht es darum, die Ausgangsdefinition des jeweiligen Phänomens zu präzisieren. Dies betrifft vor allem die inhaltliche Seite und charakterisiert einen Vorgang, der sich als Phänomenanalyse (Jüttemann 1990a, S. 26ff.) kennzeichnen läßt. In erklärender Hinsicht besteht das Ziel der Forschung darin, die Ursachen und die Genese des isolierten Phänomens – u.U. getrennt für die Vorgänge der Entstehung und Aufrechterhaltung – zu identifizieren. Das geschieht zunächst dadurch, daß etwa im Falle zu untersuchender Störungsphänomene die individuelle Ätiopathogenese bei allen Mitgliedern der jeweiligen Stichprobe rekonstruiert wird. Es schließt sich der Versuch an, auf dem Wege des Vergleichs zu überindividuellen Erkenntnissen vorzudringen, indem – im Idealfall – gemeinsame, d.h. nicht mehr *personspezifische*, sondern *phänomenspezifische* Entstehungstheorien oder eine Vorform davon formuliert werden. Im Hinblick auf chronifizierte Zustände ist es notwendig, Entstehungstheorien und Aufrechterhaltungstheorien getrennt zu entwickeln.

9 Persönlichkeitsstörungen und Entwicklungspsychopathologie

Die wissenschaftliche Untersuchung von psychischen Phänomenen, die unter dem Gesichtspunkt der Behandlungsbedürftigkeit definiert werden, erfolgt traditionellerweise entweder außerhalb der Psychologie (so z.B. in den Bereichen Psychiatrie und Psychopathologie) oder ist im Gebiet der Klinischen Psychologie angesiedelt. Demgegenüber bezieht man sich sowohl in der Entwicklungspsychologie als auch in der Persönlichkeitspsychologie mehr oder weniger ausschließlich auf den *normalen* und *gesunden* Menschen.

Diese Situation beginnt sich zu wandeln. Dafür sprechen bereits die Titel einiger neu erschienener Bücher (wie z.B. „Persönlichkeitsstörungen“, Fiedler 1995, und „Entwicklungspsychopathologie“, Resch 1996), die sich den Fächern Persönlichkeitspsychologie

bzw. Entwicklungspsychologie zuordnen lassen, obwohl sich ihr Inhalt nicht auf den gesunden Durchschnittsmenschen bezieht. Die in diesen Publikationen erörterten Persönlichkeitsphänomene und die zugehörigen Entwicklungsprozesse werden außerdem nicht mehr prinzipiell voneinander getrennt behandelt.

Für die Vertreter des psychosozialen Störungsmodells (Keupp 1972, 1974), die den Begriff des abweichenden Verhaltens präferieren, war es immer schon verpflichtend, im Hinblick auf den Bereich der differentiellen Phänomene alle Versuche einer systematischen Unterscheidung zwischen den Bereichen des Normalen und des Nicht-Normalen zurückzuweisen. Ätiologie und Pathogenese von Abweichungsformen des Verhaltens sind außerdem in der Regel so eng miteinander verknüpft, daß sich der Begriff „Ätiopathogenese“ zunehmend bewährt.

Im übrigen macht es durchaus Sinn, das grundlagenwissenschaftliche Fach Persönlichkeitspsychologie (oder Genetische Persönlichkeitspsychologie), das noch keinen direkten Praxisbezug aufweisen kann, und die anwendungswissenschaftlich-praxeologischen Subdisziplinen, in denen z.B. die Wirksamkeit von Interventionsprogrammen untersucht wird, prinzipiell zu trennen. Schließlich sollte im Hinblick auf alle Abweichungsphänomene zunächst einmal die grundlagenwissenschaftliche Frage nach deren Ursprung geklärt werden. Dazu gehört immer auch die Aufdeckung gesellschaftlich-historischer Entstehungsbedingungen.

Auf keinen Fall darf länger hingenommen werden, daß Persönlichkeitspsychologie und Entwicklungspsychologie als Reservate für Forschergruppen dienen, die die Untersuchung abweichender differentieller Phänomene aus dem Gegenstandsbereich der grundlagenwissenschaftlichen Psychologie strikt ausklammern möchten, um die 'Reinheit' ihres Ansatzes nicht zu gefährden.

10 Konsequenzen

Der tiefere Grund dafür, weshalb die Anhänger der Maschinen- oder Computeranalogie des Psychischen am naturwissenschaftlichen Modell der Psychologie festhalten, ist das Diktat der quantitativen Methode. Damit sind die feste Entschlossenheit und unverbrüchlich scheinende Konvention gemeint, die traditionelle Orientierung, d.h. den „naiven Operationalismus“ (Laucken 1994) und das hypothetico-deduktive Beweisverfahren kritisch-rationalistischer Provenienz bzw. die damit verbundenen Möglichkeiten einer messenden Datenerhebung und einer Anwendung statistischer Auswertungsprozeduren unter keinen Umständen preisgeben zu wollen.

Es ist dieses eingeeengte Wissenschaftsverständnis – anderenorts als Inversionsprinzip (Jüttemann 1983) gekennzeichnet –, das nicht nur die gegenstandsunangemessene Abgrenzung der Persönlichkeitspsychologie von der Entwicklungspsychologie bedingt, sondern auch die Ausklammerung der Subjektfunktion aus der Betrachtung des Menschen perpetuiert. Es gilt, den daraus resultierenden Reduktionismus endlich zu überwinden.

Die eingetretene Stagnation im Erkenntnisfortschritt, die die persönlichkeitspsychologische Forschung in besonderem Maße betrifft, läßt sich aber nur auflösen, wenn es ge-

lingt, das mechanistische Funktionsmodell durch das Funktionsmodell des Subjekts zu ersetzen oder doch zumindest zu ergänzen. Auf dem Wege zu diesem Ziel wäre die erfolgreiche Begründung einer Genetischen Persönlichkeitspsychologie mit dem Erreichen einer wichtigen Zwischenstation gleichzusetzen.

Es wurde darzulegen versucht, daß der hierzu notwendig und inzwischen dringlich erscheinende Veränderungsprozeß vor allem durch eine Intensivierung der psychologischen Biographieforschung unterstützt werden könnte.

In diesem Zusammenhang wurde der Neologismus Autogenese gebildet, um einen Gegenstand zu beschreiben, der für die Darstellung der Subjektfunktion zentral bedeutsam ist, und der u.U. sowohl für eine psychologisch orientierte Biographieforschung als auch für die diagnostisch-therapeutische Praxis wichtig werden könnte.

Literatur

- Antonovsky, A. (1987). *Unraveling the mystery of health*. London: Jossey Bass.
- Bättig, K. (1976). Thematische Gliederung der psychologischen Fachliteratur 1958–1974. *Psychologie*, 35, 212–217.
- Beck, P. (1996). *Persönliche Projekte. Eine empirische Annäherung an komplexes Handeln*. Heidelberg: Asanger.
- Becker, P. (1995). *Seelische Gesundheit und Verhaltenskontrolle*. Göttingen: Hogrefe.
- Bude, H. (1987). *Deutsche Karrieren*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bude, H. (1998). Lebenskonstruktionen als Gegenstand der Biographieforschung. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Bühler, Ch. & Hetzer, H. (1929). *Geschichte der Kinderpsychologie*. Festschrift für Karl Bühler. Jena: Fischer.
- Digman, J.M. (1990). Personality structure: emergence of the five-factor model. *Ann. Rev. Psychol.*, 41, 417–440.
- Dörner, D. (1996). Der freie Wille und die Selbstreflexion. In M.v. Cranach & K. Foppa (Hrsg.), *Freiheit des Entscheidens und Handelns*. Heidelberg: Asanger.
- Erikson, H.E. (1950). Growth and crisis of the healthy personality. In M. Senn (Ed.), *The healthy personality* (S. 91–146). New York: J. Macey-Foundation.
- Erikson, H.E. (1973). *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fiedler, P. (1995). *Persönlichkeitsstörungen*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Flavell, J.H. (1970). Cognitive changes in adulthood. In E.R. Goulet & P.B. Baltes (Hrsg.), *Life-span development psychology. Research and theory*. New York–London: Academic Press.
- Frank, M., Raulet, G. & Reijen, W.v. (Hrsg.) (1988). *Die Frage nach dem Subjekt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Fuchs-Heinritz, W. (1998). Soziologische Biographieforschung: Überblick und Verhältnis zur Allgemeinen Soziologie. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Gerhardt, U. (1985). *Patientenkarrieren*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gerhardt, U. (1998). Die Verwendung von Idealtypen bei der fallvergleichenden biographischen Forschung. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.

- Goldberg, L.R. (1992). The development of markers of the Big-Five factor structure. *Psychological Assessment*, 4, 26–42.
- Graumann, C.F. & Métraux, A. (1977). Die phänomenologische Orientierung in der Psychologie. In K.A. Schneewind (Hrsg.), *Wissenschaftstheoretische Grundlagen der Psychologie*. München: Reinhardt (UTB).
- Groebe, N. & Scheele, B. (1977). Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Paradigmenwechsel vom behavioralen zum epistemologischen Menschenbild. Darmstadt: Steinkopff.
- Havighurst, R.J. (1948). *Developmental tasks an education*. New York: David McKay.
- Heinemann, W. (1988). Das Subjekt als Objekt. Anmerkungen über objektive und subjektive Psychologie. *Psychologische Rundschau*, 3, 125–135.
- Hoefert, H.W. (1993). Selbstmanagement: Übersehene Aspekte der Managementtätigkeit. *Socialmanagement* 3, (2), 22–26.
- Holzkamp, W. (1985). Selbsterfahrung und wissenschaftliche Objektivität: unaufhebbarer Widerspruch? In K.H. Braun & K. Holzkamp (Hrsg.), *Subjektivität als Problem psychologischer Methodik*. Frankfurt/M.: Campus.
- Holzkamp, K. (1991). Psychologie vom Subjektstandpunkt. *Forum Kritische Psychologie*, 28, 5–19.
- Jüttemann, G. (1973). *Empirische Beiträge zur faktorenanalytischen Intelligenzforschung*. Unveröffentlichte Dissertation. Kiel.
- Jüttemann, G. (Hrsg.) (1983). *Psychologie in der Veränderung. Perspektiven für eine gegenstandsangemessenere Forschungspraxis*. Weinheim: Beltz.
- Jüttemann, G. (Hrsg.) (1986). *Die Geschichtlichkeit des Seelischen. Der historische Zugang zum Gegenstand der Psychologie*. München-Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Jüttemann, G. (1986a). Die geschichtslose Seele – Kritik der Gegenstandsverkürzung in der traditionellen Psychologie. In G. Jüttemann (1986).
- Jüttemann, G. (Hrsg.) (1988). *Wegbereiter der Historischen Psychologie*. München-Weinheim: Psychologie Verlags Union (2. Auflage unter dem Titel: *Wegbereiter der Psychologie. Der geisteswissenschaftliche Zugang. Von Leibniz bis Foucault*. Weinheim: Psychologie Verlags Union 1995).
- Jüttemann, G. (1988a). Historische Psychologie in gegenstandskritischer Absicht. In G. Jüttemann (1988).
- Jüttemann, G. (1990). *Komparative Kasuistik*. Heidelberg: Asanger.
- Jüttemann, G. (1990a). *Komparative Kasuistik als Strategie psychologischer Forschung*. In G. Jüttemann (1990).
- Jüttemann, G. (1990b). *Komparative Kasuistik und „Autogene Diagnostik“*. In G. Jüttemann (1990).
- Jüttemann, G. (1992). *Psyche und Subjekt. Für eine Psychologie jenseits von Dogma und Mythos*. Reinbek: Rowohlt.
- Jüttemann, G. (1995). *Persönlichkeitspsychologie. Perspektiven einer wirklichkeitsgerechten Grundlagenwissenschaft*. Heidelberg: Asanger.
- Jüttemann, G., Sonntag, M. & Wulf, Ch. (Hrsg) (1991). *Die Seele. Ihre Geschichte im Abendland*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kalveram, K.Th. (1969). Kompensatorische Kovarianz als Beispiel für einen Selektionseffekt oder Wie man aus positiven Korrelationskoeffizienten negative macht. *Archiv f.d. gesamte Psychologie*, 121, 255–265.
- Kanfer, F.H. (1977). Selbstmanagement-Methoden. In F.H. Kanfer & A.P. Goldstein (Hrsg.), *Möglichkeiten der Verhaltensänderung*. München: Urban & Schwarzenberg

- Kanfer, F.H., Reinecker, H. & Schmelzer, D. (1996). Selbstmanagement-Therapie (2. Aufl.), Berlin: Springer
- Kelly, G.A. (1955). The psychology of personal constructs. 2 Bde. New York.
- Kelly, G.A. (1986). Die Psychologie der persönlichen Konstrukte. Paderborn: Junfermann.
- Keupp, H. (1972). Psychische Störungen als abweichendes Verhalten. München: Urban & Schwarzenberg.
- Keupp, H. (1974). Modellvorstellungen von Verhaltensstörungen: „Medizinisches Modell“ und mögliche Alternativen. In C. Kraiker (Hrsg.), Handbuch der Verhaltenstherapie. München: Kindler.
- Keupp, H. (Hrsg.) (1994). Zugänge zum Subjekt. Perspektiven einer reflexiven Sozialpsychologie (2. Aufl.). Frankfurt/M. : Suhrkamp.
- Klotter, Ch. & Reutter, T. (1998). Historisch-philosophische Ansätze zur Biographieforschung: Sartre und Foucault. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Kruse, A. & Thomae, H. (1992). Menschliche Entwicklung im historischen Wandel. Empirisch-psychologische Beiträge zur Zeitgeschichte. Heidelberg: Asanger.
- Kuhlen, R., Seidel, Ch. & Tsouyopoulos, N. (1972). Stichwort „Determinismus/Indeterminismus“. In J. Ritter (Hrsg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2. Basel-Stuttgart: Schwabe & Co.
- Laucken, U. (1994). Plädoyer für das Zusammendenken von Verschiedenartigem. In A. Schorr (Hrsg.), Die Psychologie und die Methodenfrage. Reflexionen zu einem zeitlosen Thema. Göttingen: Hogrefe.
- Lehr, U. (1978). Kontinuität und Diskontinuität im Lebenslauf. In L. Rosemayr (Hrsg.), Die menschlichen Lebensalter. Kontinuität und Krisen. München–Zürich: Piper.
- Marotzki, W. (1998). Ethnographische Verfahren in der erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Minnemann, E. u. Schmitt, E. (1995). Kontinuität und Diskontinuität als Konzepte biographischer Altersforschung. In A. Kruse und R. Schmitz-Scherzer (Hrsg.), Psychologie der Lebensalter. Darmstadt: Steinkopff.
- Rath, N. (1994). Jenseits der zweiten Natur. Kulturtheorie nach Nietzsche und Freud. Heidelberg: Asanger.
- Rath, N. (1996). Zweite Natur. Konzepte einer Vermittlung von Natur und Kultur in Anthropologie und Ästhetik um 1800. Münster: Waxman.
- Resch, F. (1996). Entwicklungspsychopathologie des Kindes- und Jugendalters. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Sartre, J.P. (1964). Marxismus und Existentialismus. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt.
- Schmitz, P. (1979). Trendanalyse der Entwicklungspsychologie 1960–1975. Zeitschrift für Entwicklungspsychologie, 11, (1), 16–30.
- Schneewind, K.A. (1982). Persönlichkeitstheorien I. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schneewind, K.A. (1984). Persönlichkeitstheorien II. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schütz, A. (1974). Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt/M.: Suhrkamp (stw).
- Sonntag, M. (1994). Des Subjekts neue Kleider. In H.W. Hoefert & Ch. Klotter (Hrsg.), Neue Wege der Psychologie. Eine Wissenschaft in der Veränderung. Heidelberg: Asanger.

- Sonntag, M. & Jüttemann, G. (Hrsg.) (1993). Individuum und Geschichte. Beiträge zur Diskussion um eine „Historische Psychologie“. Heidelberg: Asanger.
- Spaemann, R. & Löw, R. (1991). Die Frage Wozu? Geschichte und Wiederentdeckung des teleologischen Denkens (3. Aufl.). München-Zürich: Serie Piper.
- Staeuble, I. (1986). Von der Perfektibilität zur Antiquiertheit des Menschen – Konzepte der historischen Subjektkonstitution. In G. Jüttemann (Hrsg.). Die Geschichtlichkeit des Seelischen. Der historische Zugang zum Gegenstand der Psychologie. München – Weinheim : Psychologie Verlags Union.
- Taylor, Ch. (1994). Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Thomae, H. (1952). Die biographische Methode in den anthropologischen Wissenschaften. *Studium Generale*, 5, 163–177 (wiederabgedruckt – und von G. Jüttemann kommentiert – in *BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral history*, 10, Heft 1, 1997, 100–127).
- Thomae, H. (1968). Das Individuum und seine Welt. Eine Persönlichkeitstheorie. Göttingen: Hogrefe.
- Thomae, H. (1985). Dynamik des menschlichen Handelns. Ausgewählte Schriften zur Psychologie 1944–1984 (hrsg. von U. Lehr und F.E. Weinert). Bonn: Bouvier Verlag Herbert Grundmann.
- Thomae, H. (1988). 2., völlig neu bearbeitete Auflage von: Thomae (1968).
- Thomae, H. (1990). How European is personality psychology in Europe. In P.D. Drenth, J.A. Seargent & R.J. Takens (Hrsg.), *European Perspectives in Psychology*, Volume 1. Chichester: Wiley & Sons.
- Thomae, H. (1996). 3., erweiterte und verbesserte Auflage von: Thomae (1968) bzw. (1988).
- Thomae, H. (1998). Psychologische Biographik. Theoretische und methodische Grundlagen. In G. Jüttemann & H. Thomae (Hrsg.), *Biographische Methoden in den Humanwissenschaften*. Weinheim: Beltz/Psychologie Verlags Union.
- Tugendhat, E. (1981). Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung. Sprachanalytische Interpretationen (2. Aufl.). Frankfurt/M.: Suhrkamp (stw).
- Wittkin, H.A. & Berry, J.W. (1975). Psychological differentiation in cross-cultural perspective. *Journal of Cross-cultural Psychology*, 6, 4–87.